

Nr. 250. Bromberg, den 6. November 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(29. Fortsetzung.) ———

„War Fräulein Sisily hier? Sprich, Weib, sonst erwürge ich dich!“

Sie wimmerte vor Angst. „Nein, nein, Jasper, laß mich in Ruhe!“

„War Fräulein Sisily hier?“

Der Anblick seiner ausgestreckten Hände, die ihr Leben bedrohten, brachte sie fast zur Vernunft. „Ja“, murmelte sie

„Wann?“

„Heute abend, ehe es dunkelte, — du warst eben fortgegangen.“

„Und du wolltest sie nicht einlassen? Wieso wußtest du überhaupt, daß sie es war?“

„Sie klopfte an die Tür und ich sah aus dem Fenster.“

„Sahst du, welchen Weg sie ging?“

„Über die Klippen, — wie gewöhnlich.“

Mechanisch wiederholte Thalassa diese letzten Worte. Angst fiel ihn an. Sisily hatte ihm vertraut, war zurückgekommen, — er aber hatte sie verfehlt. Das war um sechs Uhr gewesen. Nun war es neun. Drei Stunden waren vergangen und Sturm hatte getobt. Wo war sie? Hatte das Wetter sie draußen überrascht? Er suchte im Schrank nach einer alten Laterne, pfiff dem Hunde und ging.

Draußen ragten die schwarzen Riesenschatten der Felsen. Zwischen ihnen streifte er kreuz und quer, stemmte sich verzweifelt gegen den Wind, sagte sich, sie sei in Sicherheit, — ja, bei Gott, das war sie. In solchem Sturm war sie nicht inmitten der Felsen geblieben. Sie hatte Obdach gesucht. „Wo?“ höhnte ihn eine innere Stimme. „Wo hätte sie sich hingewagt, außer zu dir?“ Er stand still und überlegte. „Sie mag zu Dr. Ravenshaw gegangen sein,“ sagte er sich und gleich darauf finster: „Du weißt, sie ging nicht zu Dr. Ravenshaw.“

Er taumelte weiter. Felskanten ritzten ihm die Glieder. Im Schreiten rief er ihren Namen. „Fräulein Sisily!“ zuerst und dann in wachsender Sorge: „Sisily, Sisily!“

Wieder stand er überlegend still. Es war nutzlos, im Dunkeln nach ihr zu suchen. Er konnte nichts tun, ehe nicht der Mond aufging. Schon erhellte das nahende Licht den Himmel. So blieb er denn, wo er war und wartete.

Eine Viertelstunde später trat der Mond über den Horizont, stieg höher und zog den schwarzen Vorhang fort, der über Felsen und Sümpfe gebreitet lag. Thalassa warf die Laterne fort und begann aufs neue zu suchen. Sorgfältig ging er die Felsen ab, gelangte immer mehr vom Hause fort und kam schließlich dorthin, wo schroff der Mondfels aus der Brandung ragte. Auf Händen und Knien kroch er an die kahle Klippenwand und sah hinab.

Im fahlen Licht des Mondes nahm sein Auge unten etwas wahr, etwas Kleines, Weißes, das ganz deutlich umrissen am Fuße des Mondfelsens lag. Er konnte nicht erkennen, was es war, doch namenloser Schrecken erfaßte ihn, da er hinuntersah. Dann sprang er auf, rannte an den Klippenweg und kletterte hinunter.

Als er aber unten anlangte, sah er, daß er sich im fahlen Mondlicht getäuscht hatte und nur ein helles Stück Tuch von einem Mädchenkleide fand, das wahrscheinlich beim Klettern, vielleicht durch einen kleinen Abrutsch, abgerissen sein konnte. Thalassa war enttäuscht und doch beruhigt. Dann hob er das Stück Zeug auf. Neuer Schreck durchzuckte ihn, als er frische Blutflecken auf dem Tuch gewahrte; denn daß es nur Sisily gehören konnte, darüber war er sich klar. Wo aber war sie? Wo? Langsam zogen Wolken herauf und verdeckten den Mond. Thalassa erkannte, daß es jetzt dunkel werden würde und ein weiteres Suchen vergeblich war. Bedächtig trat er den Rückweg an. Unablässig aber weilten seine Gedanken bei Sisily, deren Verhalten ihm immer sonderbarer erschien. Oft blieb er stehen, suchend umherschauend; vielleicht fand er sie doch noch?

Es war schon fast um Mitternacht, als er Flint House wieder erreichte. Der Mond war abermals hervorgetreten und goß seinen milden Schein über die nächtliche Welt nieder. In der Nähe der Haustür angelangt, schrie Thalassa plötzlich mit unterdrücktem Schrei „da!“ und stürzte auf etwas Weißes zu, das am Boden lag. Mit zitternder Hand hob er ein kleines Taschentuch auf, das ebenfalls frische Blutflecken zeigte. Auch das mußte Sisily gehören, sagte sich Thalassa. Also war sie jetzt im Hause?

Rasch eilte er hinein. Seine Frau trat ihm gleich entgegen und rief wieder mit erschreckt abwehrenden Händen: „Gehen Sie! Gehen Sie! Sie dürfen nicht hierher!“ Dann aber schien sie doch ihren Mann zu erkennen und ließ wie erschöpft die Arme sinken. Thalassa erschrak zuerst, wollte seine Frau nach Sisily fragen, ließ sie aber unbeachtet und begann sofort im Hause nach dem Mädchen zu suchen.

Er fand sie nicht.

33. Kapitel.

Dr. Ravenshaw war im Begriff, sich schlafen zu legen, als er von draußen eilige Schritte vernahm, die sich seinem Hause näherten. Bald darauf klopfte es auch stark an seine Tür. Er nahm eine Lampe und ging öffnen. Draußen stand Thalassa. Noch bevor der nächtliche Besucher etwas sagte, bat Dr. Ravenshaw ihn, einzutreten, als habe er Thalassa schon erwartet. „Sie suchen Fräulein Sisily? Ich weiß“, sagte er dem erstaunten Diener von Flint House. „Dort ist sie“, sagte er dann und deutete auf eine Tür. Er machte aber keine Anstalten, Thalassa in das bezeichnete Zimmer zu führen, sondern öffnete seine Sprechzimmertür und nötigte kurz zum Eintreten.

Thalassa fiel im Augenblick die betonte Lässigkeit des Doktors auf, mit der er ihn empfangen hatte und die er auch weiterhin beobachtete. Doch achtete er jetzt weniger auf sein Gefühl, da er nur daran dachte, was Sisily zugestoßen sein könnte.

Nachdem sich beide hingesetzt hatten, wobei Dr. Ravenshaw neben Thalassa Platz genommen hatte, hörte dieser

dann kurz, daß Sisily vor etwa zwei Stunden an seine Tür geklopft und um ärztliche Hilfe gebeten habe. Sie sei am Mondfelsen gewesen, an einer Felskante abgeglitten und habe sich den Arm stark aufgerissen. Es sei aber nur eine ungefährliche, wenn auch große Fleischwunde. Zwar habe sie zuerst in Flint House angeklopft, sei aber von Thalassas Frau verstört abgewiesen worden. So war sie denn zu ihm gekommen.

Auch Thalassa erzählte dann und zeigte die beiden Tücher. Er habe sich Ähnliches gedacht und sei deshalb nach hier gekommen.

Eine kleine Pause trat ein. Der Arzt schien ernsthaft nachzudenken. Dann blickte er plötzlich auf und Thalassa scharf ins Gesicht, dabei faßte er an seine Brille, als wolle er sie abnehmen. Er rückte aber nur daran und ließ die Hand wieder sinken. Auch die Spannung, die bisher in seinem Gesicht gelegen hatte, ließ nach. So nebenher erzählte er dann, daß ihm Sisily leid täte, wie auch Charles, der verhaftet sei. Seinetwegen sei sie nach hier gekommen. „Man kann glauben, sie liebt ihn", schloß Dr. Ravenstein mit einem leisen Ton von Mitgefühl.

Teilnehmend hörte Thalassa zu. Als der Arzt geendet hatte, bat Thalassa, Sisily sehen zu dürfen.

„Sie schläft jetzt; lassen Sie sie ruhen", sagte Dr. Ravenshaw mit leicht abwehrender Handbewegung zur Tür, „vielleicht träumt sie von künftigem Glück —" Prüfend sah er zu dem neben ihm Sitzenden hin. „Glück —", sagte Thalassa zweifelnd und mit leichter Ironie und wandte sein Gesicht zur Seite.

„— der Mörder ihres Vaters will beide glücklich wissen", sagte jetzt der Doktor wie nebensächlich. Sein Blick ruhte wieder beobachtend auf Thalassa.

Wie vom Blitz getroffen fuhr der Alte hoch. „Wo ist er?" rief Thalassa erregt.

Noch schwieg der Doktor, als wüßte er keine Antwort.

„Was wissen denn Sie von ihm?" kam jetzt die Frage, als dächte Thalassa an einen bestimmten Menschen.

Dr. Ravenshaw trug zwar noch einen Rock, den er sich eilig übergezogen hatte, als Thalassa gekommen war, aber er hatte keinen Kragen mehr um; so war sein Hals völlig frei. Als Antwort auf Thalassas Frage beugte er den Kopf sehr tief und neigte ihn dabei seitlich zu dem Diener von Flint House. Eine Narbe, die Thalassa dadurch am Halse des Doktors sah, ließ in ihm zwar noch unbestimmt, doch schreckhaft einen entsetzlichen Gedanken erstehen.

Der Arzt hatte den Kopf wieder gehoben und schielte mit einem lauernden Seitenblick zu Thalassa, der ihn erwiderte. In dem durchdringenden Gesicht des Doktors erinnerten die Grundlinien — allen Verwandlungen der Zeit zum Trotz — seltsam an Züge, die ihm in ferner Vergangenheit vertraut gewesen waren. Ein gespenstisches Wesen schien aus toten, versunkenen Jahren wiedererstanden zu sein. Thalassa sprang auf. Unwillkürlich wich er einen Schritt zurück, und es war ihm, als habe er soeben den alten Landarzt falsch verdächtigt, der ihm auf einige Entfernung fremd dünkte.

Jetzt nahm der Doktor seine Brille ab und trat dicht an Thalassa heran. Und wieder erstanden für ihn die Grundlinien eines vergessenen Gesichtes unter Spuren, die das Alter fast übertüncht hatte. Als ob er durch eine Maske, eine undurchsichtige Maske in vertraute Züge blickte, war ihm dieser Mann, der ohne die Brillengläser ein anderes Gesicht zu haben schien, ein Gesicht, von dem sich Thalassa nicht abwenden konnte. Schweigend gingen Minuten hin, in denen zwei Augenpaare fest ineinander ruhten. Und dann ging von Auge zu Auge ein Blick, der eines Bejahens und Verstehens. Der Doktor wollte noch einmal zur Brille greifen, sie aufsetzen, wie wenn er seine absichtliche Maskierung noch einmal zeigen wollte.

„Nicht mehr nötig", sagte der andere, „ich erkenne Sie jetzt." Und in plötzlichem Impuls griff Thalassa nach seinem Gürtel. Ravenshaw sah diese Bewegung, und mit einer Gebärde unterdrückte er dessen Vorhaben. „Auch das ist nicht nötig, Thalassa; wir haben erst anderes zu tun", sagte er leicht verächtlich.

Thalassas Hand sank herab. „Sie haben recht", stammelte er. Aber wieder straffte sich seine Gestalt; mit unterdrückter Wut und geballter Faust rief er heiser: „Aber Sie werden jetzt zahlen — Remington!"

„Zahlen? O ja, ich will zahlen, — in barer Münze", war die bittere Antwort. „Doch Ihnen nicht!"

„Denken zu müssen, daß ich Sie nicht erkannte!" Thalassa sprach wie aus einem Traum.

„Nach all diesen Jahren? Nach allem, was ich allein auf jener Insel erlitt, — durch Sie und Turold? Sie hätten mich schwerlich erkannt, wenn Sie mich nach sechs Monaten gesehen hätten, geschweige denn nach dreißig Jahren. Auch Robert Turold kannte mich nicht. Und niemand sonst".

Immer noch starrte Thalassa ihn an wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt.

„Wohin gerieten Sie — in jener Nacht?" brachte er hervor. „Tausend Eide hätte ich geschworen —"

„Worauf? Daß Sie und jener andere Schuft mich getötet hatten? Daran zweifle ich nicht. Aber ich wurde gerettet, — wunderbarer- und unglücklicherweise. Ich fiel nicht tief, nur auf eine vorspringende Felszacke, auf der ich liegenblieb. Beim Schein des Mondes sah ich Sie an den Grat kommen, um nach mir auszuschauen. Sie kamen so nah, daß ich Sie fast in jenen höllischen Schwefelsee hätte stoßen können, in welchen Sie mich befördert zu haben hofften. Sie kehrten rechtzeitig um, — es war Ihr Glück!"

Und wieder heftete Thalassa den Blick auf ihn mit nachdenklicher Beharrlichkeit, um sich aus den furchtbaren Veränderungen dreier Jahrzehnte des anderen Antlitz zu erneuern. Seine großen braunen Hände, die schlaff herabhingen, verkrampften und öffneten sich mit einer Schnelligkeit, die etwas Drohendes hatte.

„Nun kenn' ich Ihre Augen wieder", murmelte er. „Sie sehen anders aus, als wenn Sie eine Brille tragen. Deswegen trugen Sie sie vermutlich auch. Turold hörte Sie am Abend, an dem Sie ihn töteten. Er erkannte Ihren Schritt — meinte ihn zu erkennen. Ich lachte ihn aus. Hätte ich nur auf ihn gehört — beim Allmächtigen, Sie wären mir nicht entkommen. Wie gelang es Ihnen, die Insel zu verlassen?"

Ravenshaw hob den Kopf, um zu entgegnen. Plötzlich aber stand er lauschend still. Von außen her kamen Schritte über den Kies und näherten sich dem Hause. Auch Thalassa horchte auf. Nun wurde an die Tür geklopft. Fragend blickte Thalassa auf Ravenshaw. Dieser nickte.

„Öffnen Sie," gebot er. Thalassa zögerte. Sein Blick deutete auf die Tür, hinter der Sisily schlief. Ja, lassen Sie nur herein; hier herein", sagte der Doktor, der verstand. „Wir werden Zeugen brauchen."

Thalassa öffnete die Tür.

In der Dunkelheit draußen fragte eine Männerstimme nach Dr. Ravenshaw, und der, dem diese Stimme gehörte, trat rasch ein. Er sah die hohe Gestalt, die im unbeleuchteten Flur stand. „Sind Sie es, Thalassa?" fragte er zögernd, und nun erkannte Thalassa, daß es Austin Turold war. „Sagen Sie doch —", begann er.

„Treten Sie hier ein", Thalassa wies mit dem Kopf auf den Lichtschein, der durch die halb offene Tür des Sprechzimmers fiel. „Er braucht Sie." Vorausgehend stieß er die Türe auf. Austin Turold folgte.

„Was ist in Flint House wieder vorgefallen, Ravenshaw? Jetzt — heute abend — meine ich." Er sprach zitternd. „Man erzählt im Dorf, — jemand — ein Mädchen — sei ängstlich, verstört und mit zerrissenem Kleide von dort gekommen und durch das Kirchdorf zu Ihnen gegangen. Wer ist das?" Er schritt dicht auf den Doktor zu und wartete ungeduldig auf dessen Antwort.

Ravenshaw antwortete nicht gleich, sein Blick glitt zum Nebenzimmer; dann sah er unentschlossen vor sich hin.

„Fräulein Sisily fiel am Mondfelsen von den Klippen", sagte endlich Thalassa.

Austin sah auf Ravenshaw. Dieser nickte bestätigend.

„Wo ist sie jetzt?" fragte Austin fast flüsternd.

Thalassa deutete auf die Tür des Nebenzimmers. „Sie schläft jetzt; sie hatte sich bei einem Absturz verletzt."

Austin Turold war beruhigt. Ravenshaw bat ihn, Platz zu nehmen. Turold folgte der Aufforderung, eigentlich aber nur, um ein wenig zu verschnaufen, vielleicht ein Viertelstündchen zu verplaudern.

Da aber begann plötzlich Ravenshaw langsam und hob jedes Wort bedeutungsvoll hervor: „Man sucht den Mann, der Ihren Bruder Robert Turold tötete. Der Mann bin ich!"

„Sie!?" keuchte Austin mit ersticktem Laut. „Was wollen Sie damit sagen? Ich verstehe Sie nicht. Und mein Sohn wurde verhaftet?"

„Dann wurde ihm unrecht getan. Ich tat es, ich war es — ich allein trage die Verantwortung."

(Fortsetzung folgt.)

Diva und Fahrstuhlführer.

Franz ist Fahrstuhlführer in einem Hause, in dessen drittem Stockwerk sich eine Filmgesellschaft befindet. Er ist ein schmucker Mann in den besten Jahren. Jeden Tag befördert er mindestens ein Dutzend Stars und solche, die es werden wollen, hinauf. Als die neunzehnjährige Mizzi hinauffuhr, blieb der Fahrstuhl stecken. Führer Franz war bestürzt. — „Das passiert doch nie", sagte er und stellte eine Störung fest, die nicht ungefährlich sei. Mizzi zitterte um ihr Leben und ihren Ruhm, der eben jetzt beginnen sollte. Franz spielte den furchtlosen Mann und tröstete sie. Schließlich erklärte er, er könne sie mit eigener Lebensgefahr retten, wenn er sich zwischen Tür und Wand in den Schacht hinuntergleiten ließe. Sie brauche, wenn er dann unten läge, nur auf den Knopf zu drücken, und der Fahrstuhl werde wieder funktionieren. — Mizzy bettelte, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Er genoß die Zärtlichkeiten und erklärte: „Ich opfere mich". — Er wollte eben die Tür gewaltsam öffnen, da glitt der Fahrstuhl plötzlich wie ein Flugzeug in die dritte Etage. —

In dem Gefühl, Zärtlichkeiten verschwendet zu haben, erzählte Mizzy dem Filmdirektor, in welcher Gefahr sie geschwebt habe. — „Was? Sie auch?" rief dieser. „Sie sind in diesem Monat die elfte! Und immer sind es junge Damen. Uns passiert das nie."

Franz stand vor Gericht. Ein Dutzend junger Zeuginnen marschierte auf, denen dasselbe Mißgeschick begegnet war. Sechs von ihnen hatten Franz ihr Bild geschenkt mit der Widmung „Dem mutigen Lebensretter". Sie fühlten sich beleidigt, betrogen. Eine will sogar einen Nervenchok bekommen haben.

Franz suchte sich anfangs herauszureden: „Der Fahrstuhl hat seine Mucken", sagte er. Als er aber erkannte, daß er damit nicht durchkam, gestand er. Und als Entschuldigung führte er an: „Unsereins kommt sonst nicht zu sowas". — Er wurde nach § 360, Abs. 11 (grober Unfug) zu 150 Mark Geldstrafe verurteilt. Eine der Damen — und zwar nicht die jüngste — zeigte Mitleid und schlug eine Sammlung vor. Aber es stellte sich heraus, daß ihre Kolleginnen ihre Zärtlichkeiten höher einschätzten und daher jede Hilfe ablehnten.

Dr. L.

Der Schönheitssalon im Irrenhaus.

Lippenstift und Dauerwellen an Stelle der Zwangsjacke. — Schönheitspflege aus Staatsmitteln.

Von Harry Wilkins-Milwaukee.

Der Lippenstift und seine Anhängerinnen, besonders die amerikanischen, sind nicht ganz mit Unrecht zur Zielscheibe des Spottes geworden. Die Natur hat ja unsere Frauenwelt mit Lippen ausgestattet, die schön und anziehend genug sind, um des künstlichen Rotes entbehren zu können, und den Männern ist es sicher lieber, sie küssen einen frischen Mund als ein mehr oder weniger abfärbendes chemisches Produkt.

Und doch ist der Lippenstift und mit ihm das ganze Heer der modernen Schönheitsmittel in letzter Zeit sogar zu amtlichen Ehren gekommen. Verschiedene Irrenhäuser und Heilanstalten des nordamerikanischen Illinois haben nämlich die Schönheitspflege ihrer Patienten zu einem regelrechten Bestandteil der Krankenbehandlung gemacht.

Aus dieser etwas ungewöhnlichen Tatsache darf aber nicht der allerdings naheliegende Schluß gezogen werden, daß dem Staat am guten Aussehen seiner Pflegebefohlenen an sich etwas gelegen ist. In Wirklichkeit bilden Lippenstift, Dauerwellen, Maniküre und sonstige kosmetische Behandlungen in den betreffenden Anstalten den modernen und zweckmäßigen Ersatz für Zwangsjacke, Gummizelle und andere Einrichtungen, die zur Beruhigung der Kranken dienen sollten, ihren Zweck aber nicht immer erfüllten, sondern im Gegenteil das Leiden oft nur verschlimmerten.

In der Anstalt zu Kankakee, die das Verfahren als erste einführte, befinden sich rund zweitausend geisteskranke Frauen in den verschiedensten Stadien. Jede von ihnen besucht den Schönheitssalon seit seiner Einrichtung mindestens einmal innerhalb von vierzehn Tagen. Sie erhält dort eine Gesichtsmassage und Kopfwäsche. Dauerwellen werden ihr gebrannt und die Hände gepflegt. Lippenstift, Reispuder, Augenbrauenschwarz und alle anderen Hilfsmittel der künstlichen Verschönerung finden bei ihr Anwendung. Jeder Wunsch, den die Kranke in dieser Beziehung äußert, wird erfüllt, wenn das Ergebnis auch manchmal nicht den üblichen Begriffen von Schönheit entspricht. Die behandelnden jungen Damen und die ihnen zur Seite stehenden angelernten Leichtkranken sind angewiesen, den Irren mit der gleichen Höflichkeit zu begegnen, als seien diese gut zahlende Kundinnen. Man will die Kranken für Stunden ihre Lage vergessen lassen und sie glauben machen, sie seien noch ein vollwertiges Glied der menschlichen Gesellschaft.

Selbst die hundert gemeingefährlichen Insassen der Tobsüchtigenabteilung von Kankakee werden, so weit es ihre eigene Sicherheit und die der „Schönheitssachverständigen" erlaubt, zum Salon zugelassen und verhalten sich während der Behandlung mit ganz wenigen Ausnahmen vollkommen ruhig, selbst wenn sie kurz vorher mit Gewalt gebändigt werden mußten. Seit Einführung dieser neuartigen Behandlung hat die Leitung des Irrenhauses vollständig auf den Gebrauch eines Marterinstruments verzichtet, das Tobsüchtige zur Ruhe bringen sollte. Es war dies eine Bettstelle aus starkem Eichenholz, mit Stäben umgittert, die von oben noch dazu geschlossen werden konnte, so daß die Irre darin wie in einem Käfig lag. Für das Pflegepersonal bildete es das einfachste Hilfsmittel, um sich der Tobsüchtigen zeitweise zu entledigen, doch für die Kranke mußte dieser Bettkäfig eine entsetzliche Tortur sein, und verschiedentlich schlugen sich Irre an den Stäben den Schädel ein. Heute wartet selbst der Tobsüchtigste stundenlang in aller Ruhe vor dem Schönheitssalon der Anstalt, bis die Reihe an ihn kommt.

Ein anderes Irrenhaus des Staates Illinois, das zu Elgin, hat statistische Ermittlungen über die Tätigkeit seiner vier beamteten „Schönheitssachverständigen" angestellt. Im Verlaufe der letzten zwölf Monate wurden dort mehr als 27 000 Kopfwaschungen vorgenommen und sechzehntausendmal Dauerwellen gebrannt, ein „Umsatz", mit dem mancher Salonbesitzer im gewöhnlichen Leben mehr als zufrieden sein würde.

Die Behandlung wirkt nicht nur an sich beruhigend, sondern in vielen Fällen geradezu heilend auf den Gemütszustand der Kranken. Die gleiche Erfahrung konnte auch im Chicagoer Sanatorium für Lungenschwindsüchtige bei Kranken gemacht werden, die durch ihren Zustand niedergedrückt waren. Deshalb wird dort jede Patientin, die körperlich dazu in der Lage ist, in den Schönheitssalon des Sanatoriums geschickt.

Steht die wohltuende Wirkung dieser Behandlung auf Gemütskranke fest, so muß auch eine Erklärung dafür gefunden werden. In erster Linie dürfte die Kopf- und Gesichtsmassage, die Wärme, die sich beim Brennen der Dauerwellen entwickelt, rein körperlich angenehm empfunden werden und beruhigend wirken. Massage ist ja seit langer Zeit als Mittel gegen überreizte Nerven bekannt.

Die Hauptwirkung der Schönheitsbehandlung liegt aber sicher auf anderem Gebiete. Das Leben in einem Irrenhaus alten Systems war oft derartig eintönig und nervenzerrüttend, daß Insassen im Anfangsstadium der Krankheit dort nicht selten völlig geistesgestört wurden. In neuerer Zeit hat man erkannt, daß die Abwechslung, die Ablenkung

von ihrem Zustand, die erste Voraussetzung für die Heilung der Kranken bildet oder wenigstens dafür, daß ihr Zustand sich nicht verschlimmert. Der Gemütskranke muß irgendwie beschäftigt werden, um seinen Zustand zu vergessen. Und was kann einer Frau angenehmer sein, als sich mit der Pflege ihres Äußeren zu befassen? Außerdem sind die meisten Amerikanerinnen, die in den Heilanstalten leben, aus ihrer Vergangenheit her mit dem Besuch der Schönheitssalons vertraut, und selten knüpft sich daran eine unangenehme Erinnerung, höchstens die des Bezahlens, das ja hier in der Anstalt fortfällt. Vor allem aber weckt die höfliche Behandlung, die Sorgfalt, die man den Kranken in den Salons der Irrenhäuser angedeihen läßt, das Selbstbewußtsein der Frauen. Sie glauben wieder, daß sie ihren glücklicheren Schwestern draußen in der Welt gleichwertig sind. Sie fühlen sich wieder in das normale Leben eingereiht, wenn auch nur für Stunden, und sind bemüht, sich ihm in ihrem sonstigen Benehmen anzupassen.

Eine weitere heilsame Wirkung ist in dem Zwang zu suchen, den die Einrichtung der Schönheitssalons denjenigen Kranken auferlegt, die — wie so oft beobachtet werden kann — als Folge ihres Zustandes ihr Äußeres vernachlässigen. Nicht selten wird die Erfahrung gemacht, daß Frauen, die früher den größten Wert auf ihre Erscheinung legten, im Irrenhaus verschlampen, weil sie kein Interesse mehr am Leben haben. Sie, die nun gezwungen werden, mit anderen Frauen den Schönheitssalon der Anstalt aufzusuchen, empfinden den unangenehmen Eindruck der Vernachlässigung, den ihre Mitschwestern bieten. Außerdem liegt es in der Psyche des Weibes begründet, daß die Schönere, die Gepflegtere Neid erweckt. Selbst die vernachlässigtste Irre versucht deshalb die andere auszustechen, und dank der Hilfe des Schönheitssalons wird aus ihr in den meisten Fällen langsam wieder die Frau, die etwas auf ihr Äußeres gibt.

Bunte Chronik

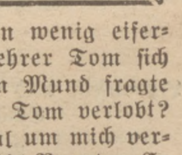


* **Hausse in Korsetts.** Vor dem Kriege wurden in Großbritannien — man höre und staune, beinahe 3 Milliarden Korsetts jährlich verbraucht. Die englische Industrie, die sich mit der Herstellung dieser Marterinstrumente, wie man Korsetts noch vor kurzem zu bezeichnen pflegte, beschäftigte, hatte alle Hände voll zu tun. Nach dem Kriege, der eine vollständige Umwertung aller Werte auf allen Gebieten mit sich brachte, gingen die Einnahmen dieser Branche vollständig zurück. Die Korsett-Industrie, ein bisher wichtiger Zweig der Konfektion, wurde vollständig lahmgelegt, und viele Tausende von Arbeitern wurden arbeitslos. Es kommt aber alles wieder zurück, und man sollte niemals verzweifeln! Die neuen Herbstmoden bedeuten eine Rückkehr zu alten Formen, die bereits als überwunden und sogar lächerlich galten. Korsetts werden wieder modern; denn die neuen Moden sind auf eine Wespentaille zugeschnitten. Alte Damen sind darüber entzückt und schreiben englischen Zeitungen begeisterte Briefe. Eine Lady, die in der Zeit der Königin Viktoria als Beherrscherin der Mode galt, erklärt: „Vor 50 Jahren hatte ich den Rekord im Schnüren aufgestellt. Meine Taille, die ich auf ein Mindestmaß gebracht hatte, erregte allgemeine Bewunderung, allerdings konnte ich nicht leicht atmen. Jedoch hinderte mich das Korsett keineswegs beim Tanzen. Die frühere Mode, die unsere Formen verhüllte, war viel reizvoller als die heutige, die den Männerblicken kein Geheimnis der Figur mehr verhüllt. Ich begrüße mit Freuden die Wiedergeburt der schönen Mode." Den Meldungen englischer Zeitungen zufolge, hat sich in den Konfektionsgeschäften tatsächlich eine mächtige Hausse in Korsetts bemerkbar gemacht. Ob sich diese Mode, die alles andere als hygienisch ist, halten wird, mag allerdings dahingestellt bleiben. Die junge Generation ist zweifellos weniger begeistert als die alten englischen Ladys.

* **Der Flieger wider Willen.** Fliegen zu können, war von jeher der Menschen sehnlichster Wunsch, und kaum ein Sport der Neuzeit hat sich so schnell entwickelt und ist so populär geworden, wie die Aviatik. Auch unsere Kinder träumen vom Fliegen; daß aber erfüllte Träume nicht immer angenehm sind, das mußte kürzlich ein neunjähriges Bürschen erfahren, das ganz unvorbereitet und ohne seinen eigenen Willen die Sensation des Fliegens kennen lernte. Der kleine Anton Diebold, das Söhnchen eines Lastkahnführers aus Krefeld, spielte auf dem Deck des väterlichen, rheinabwärts fahrenden Schiffes mit seinen selbstgefertigten Flugzeugen. Plötzlich, als man auf der Höhe von Mülhausen war, erhob sich einer jener kurzen, heftigen Wirbelstürme, wie sie auf dem Rhein nicht selten sind. Das Kind wurde von diesem Wirbel erfaßt und mit ungeheurer Geschwindigkeit stromaufwärts getragen, wo es den Blicken des entsetzten Vaters entschwand. Erst vier Stunden später fand man den Kleinen wieder, merkwürdigerweise ohne nennenswerte Verletzungen. Der Sturm, der ihn davontrug, hatte ebenso schnell nachgelassen, wie er sich erhoben hatte, und der kleine Junge hatte das Glück, auf einem anderen, offenen Frachtkahn zu landen, welcher mit Sand beladen war. Diese Sandladung wurde seine Rettung, denn sie milderte den Anprall bei seinem Sturz, und er kam mit Hautabschürfungen und einer Verstauchung davon. Treuherzig meinte der Kleine, als der beglückte Vater ihn wieder in die Arme schloß, daß er sich das Fliegen doch bedeutend angenehmer vorgestellt habe, und daß er von seinem Wunsche, Flieger zu werden, fürs Erste geheilt sei.

* **Der Ursprung des japanischen Grußes.** Im Abendlande ist das Händeschütteln die allgemeine Begrüßungsform. In diesem Gruß liegt das Symbol des Vertrautseins, aus alten Zeiten übernommen. Es bedeutet, daß die Hand, die sonst die Waffe führt, dem Gegner gereicht wird. In Japan aber verneigt man sich stattdessen wie vor einem Gott. Warum begrüßen nun die Japaner Menschen wie einen Gott? Die Antwort hierauf gab unlängst in einem Vortrag der japanische Professor T. Mierai, der im Tabernakel in Salt Lake City über „Japanische Sitten und der Weg zur Verständigung" sprach. Nach altem Glauben stammen alle Japaner von einem Gott ab. Infolgedessen wird jeder Japaner noch heute „Wake-Mitama" genannt, das heißt „Gott" und „getrennt", so daß es soviel bedeutet wie ein Ebenbild Gottes. Mit einem Wort, jeder Mensch ist ein heiliges Wesen, das sich zu einem Gott entwickeln kann. Diese Anerkennung der göttlichen Natur im Menschen wird in verschiedenen Sitten und Gebräuchen zum Ausdruck gebracht. Zum Beispiel wird am Neujahrstage die Tür eines jeden Hauses mit einem Strohseil geschmückt. Es wird heilig gehalten und bezeichnet die Anwesenheit eines göttlichen Wesens. Man schmückt deshalb während des ganzen Jahres jedes Gebetshaus damit. Am Neujahrstag ist das Haus eines jeden Mannes mit dem gleichen Seil geschmückt, um ihm wenigstens einmal im Jahre ins Gedächtnis zurückzurufen, daß er die Möglichkeit besitzt, ein Gott zu werden. An diesem Tage genießen auch arm und reich die gleiche Speise, damit sie sich erinnern, daß sie eine große Familie bilden, deren Mitglieder durch Fleisch und Blut miteinander verwandt sind und die alle von demselben Gott abstammen.

Lustige Rundschau



* **Gute Antwort.** Miß B. war doch ein wenig eifersüchtig, als sie hörte, daß ihr früherer Verehrer Tom sich mit Miß J. verlobt habe. Mit verkniffenem Mund fragte sie die Braut: „Ich höre, Sie haben sich mit Tom verlobt? Er hat Ihnen wohl nie erzählt, daß er einmal um mich vergeblich geworben hat?" — „Nein", erwiderte die Braut. „Er hat mir zwar erzählt, daß er einen ganzen Haufen Dummheiten gemacht hat, aber ich habe ihn nicht gefragt, was für welche."

●

* **Der geizige Schotte.** Ein Schotte erwachte morgens und bemerkte zu seinem Erstaunen, daß seine Frau über Nacht gestorben war. Er kleidete sich sofort notdürftig an, ging an die Haustreppe und rief hinunter: „Mary, komme mal an die Treppe." — „Jawohl, was ist denn geschehen?" — „Kochen Sie heute morgen ein Ei weniger zum Frühstück, meine Frau braucht keins mehr!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.